



WARUM WIR SIND,
WIE WIR SIND

DIE

Schweiz

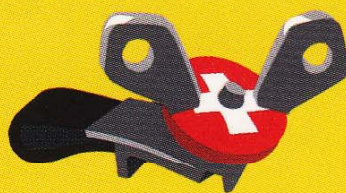
IN DER VERNEHMLASSUNG

GERDA WURZENBERGER
NICOLE SCHIFERER (HRSG.)

KEIN & ABER

Wie kann das funktionieren: eine radikal direkte Demokratie ohne jede formelle Opposition, keine Obrigkeit, jeder redet mit – und der Konsens regiert. Ein derart ausgeklügeltes politisches System wie das schweizerische ist nicht nur schwer zu erklären, es fördert und erfordert auch besondere Eigenschaften der Staatsbürgerinnen und -bürger.

21 erzählerische Essays (u.a. von Ruth Schweikert, Martin Heller, Maja Beutler, Joachim Rittmeyer, Carol Franklin), illustriert von Anna Sommer und ergänzt mit einem prägnanten Glossar der politischen Redensart, regen zu einer lustvollen Auseinandersetzung mit dem schillernden Sonderfall Schweiz an.



Kindheit und Schweizer Geschichte

Pfeffernüsse und eine Lichtmaschine

Erinnerungen an Helvetias dehnbare Haut

Hildegard Elisabeth Keller und Christof Burkard

Wir schreiben gemeinsam, und zwar nicht einfach wegen der erfolgreichen Tradition – bekanntlich setzten Fruttero und Lucentini, Johannes und der heilige Geist, T.S. Eliott und seine Frau Vivian auf eine Koproduktion. Nein, wir waren der Meinung, dass Schreiben zur Schweiz nur in einer Kompromisshaltung möglich sein kann. Und, sagen Sie selbst, wie anders kann Kompromiss gelebt werden, als durch gemeinsames Erzählen mit zwei Stimmen? Und als ob dies nicht schon genug schwierig wäre, entschieden wir uns für das delikateste aller Bündnisse, für das Schreibbündnis als Ehepaar.

Wir – das sind zunächst einmal zwei Kinder mit ihren Vätern. Ihre Lebensräume lagen im Schweizer Mittelland der Siebziger Jahre. Dorthin führen unsere Erinnerungen zurück, konkret in eine st.gallische Kleinstadt und in ein aargauisches Dorf. Wir – das sind heute eine Frau und ein Mann, die hier aus ihrer Ich-Perspektive erzählen. Beide haben eine Geschichte ausgewählt, welche die knarrende Tür zu den beiden Kindheitsräumen aufstossen kann: zuerst *ihre* Geschichte von der Lichtmaschine, dann *seine* Geschichte von den Pfeffernüssen. Zwischen den beiden Räumen sind Schwellen eingebaut. Es handelt sich um Impressionen aus Schulbüchern der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Auch hierin werden Imaginationen von der Schweiz, eines bestimmten Kantons, einer Herkunftslandschaft an die lesenden Kinder vermittelt.

Unabhängig voneinander haben wir als Kinder und Jugendliche gleichzeitig Abgeschlossenheit und Aufbrechen erlebt. Starke Reibung innerhalb

der realen und imaginären Raumordnung. Wir erzählen von einer Unruhe, die in die hergebrachte Kleinräumigkeit einbricht und sie zu neuen Dimensionen hin provoziert. Dieser Prozess erscheint uns wie ein Rumpeln unter Helvetias Haut, als eine Erprobung ihrer Dehnbarkeit und Löchrigkeit. An einzelnen Zipfeln fassen wir den Prozess und erzählen ihn, so weit unsere Erinnerung reicht.

Loyalität und Geschäftssinn

Mein Vater besass ein Gehör für Autos. Wenn er diagnostizierte, was ihnen fehlte oder ihnen in naher Zukunft widerfahren könnte, horchte er sie ab mit seinem Stethoskop. Es war über einen Arzt, der Kunde bei ihm war, in seine Hand gelangt. Fürwahr das richtige Instrument. Seine spektakulärste Diagnose stellte er einem leicht röchelnden VW-Bus, Baujahr 1966, der noch einmal den Weg nach Stockholm antreten sollte. Mein Vater setzte sein Stethoskop auf die Motorhaube und hörte längere Zeit den laufenden Motor ab. Nichts regte sich in seinem Gesicht, dann setzte er das Stethoskop ab: „5000 Kilometer. Dann liegt der Motor ab.“ Das bewahrheitete sich schier kilometergenau, Zürich – Stockholm retour lag noch drin.

Das Schweizerland. So heisst das Land, welches wir bewohnen. Wer ihm angehört, ist ein Schweizer, die Schweiz ist sein Heimatland, sein Vaterland. Sie besteht aus 22 Staaten oder Kantonen. Diese haben sich im Laufe von Jahrhunderten allmählich aneinander geschlossen und miteinander verbündet.

Mein Vater, der damals gerade eben Schweizer geworden und schon vorher einer der glühendsten Eidgenossen gewesen war, hatte zeitlebens auf die Technik und auf „reelle Arbeit“ gesetzt. Gegen Ende des zweiten Weltkriegs, siebzehnjährig, entschied er sich gegen das Ofenbauergeschäft seines Vaters an der Meersburger Seepromenade und für eine Flugzeugbauerlehre in Friedrichshafen. Der Krieg machte seinen Strich auch durch diese Rechnung. Ob das Auto nun eine Zukunft verhies? „Zukunft“ war jenes Geheimnis, das für meinen Vater im zerbombten Deutschland nicht

mehr zu entschlüsseln war und um dessentwillen er 1951 als frisch diplomierter „Kraftfahrzeugmechaniker“ auf seinem Velo in die Ostschweizer Fremde aufbrach. Er radelte auf den Säntis zu, der für das Kind auf dem Meersburger Balkon, genau so wie für die auf dem Schlossturm stehende Dichterin Droste-Hülshoff, an Föhntagen immer schon zum Greifen nahe gewesen war.

Überblick über das Schweizerland. Stehen wir auf dem Hohenkasten oder dem Säntis, so vermögen wir wohl unser Ländchen zu überschauen, nicht aber das Gebiet, zu welchem unser Heimatkanton gehört, die Schweiz, unser Vaterland.

An Sonntagmittagen, an denen Mutter gern gross auftischte, schöpfte Vater aus dem Vollen. Wir assen gleichzeitig die Teller leer und nahmen seine Mythen wie Lebensmittel aus einer geheimen Vorratskammer in uns auf – heute könnte man darin die individuellen und von den kollektiven Erfahrungsschichten scheiden. Vater erzählte uns Kindern einzelne Splitter seiner Lebensgeschichte. Wir setzten sie dann im Stillen zusammen, wohl ein jedes von uns fünf ein wenig anders. Diesen seltenen Sonntagen voller Bratenduft verdanke ich eine neue Raumerfahrung. Damals öffnete sich der fensterlose Raum der Kindheit. Die Welt begann herein zu wehen. Oder vielleicht wehte es auch mich in die Welt hinaus. Es war einerlei. Jedenfalls begann ich zu begreifen, wie Vater in der Schweiz, im Autogewerbe und den frühen Siebziger Jahren angekommen war – in einer Zeit, in der das Auto noch keine religiöse Offenbarung war, sondern das stille Zentrum eines auch die Ostschweiz durchfegenden Prosperitätssturms. Die Ankunft im Autoboom gelang ihm als modernem Fachmann, der in technischen Entwicklungen die Nase vorn hatte, und gleichzeitig misslang sie ihm als vergleichsweise archaischem Geschäftsmann, dessen Pflichtbewusstsein und Berufsethos seinem Chef und dessen Betriebswirtschaft längst nicht mehr entsprachen.

Arbeit und Fleiss, das sind die Flügel, die führen über Meer und Hügel.

Gugger gehörte einer neuen Generation von Unternehmern an. Sie hatten sich einer Zeitqualität verschrieben, die bereits im späten 19. Jahrhundert mit äusserst kritischen Augen beobachtet worden war. Gottfried Keller setzte die unheimlichen Eidgenossen in seiner Salander-

Welt aus, taufte sie auf die wackeren Namen Wohlwend und Weidelich und pflanzte ihnen die grosse Verheissung des Geldes in die Brust. Die Verantwortung wog leicht in ihren Händen und ihre Geschäftsphilosophie machte sie wendig, indem sie den Vorstoss in immer neue Wirtschaftsräume glücklich mit der Gewinnmaximierung verheirateten. Auch Guggers Credo war aus diesem Horizont heraus zu verstehen: "Der Mensch will betrogen sein" – und er meinte damit seine Kunden. Dieses Credo hätte meinen Vater auch dann zur Weissglut getrieben, wenn er es nicht selbst hätte einlösen müssen.

Trib d'Küehli i! Wend er ie, wend er ie, Lobe, Lobe, chönd mit Name, chönd allsame: die Pletzed, die Gschegged, die Plassed, die Gflecked, die Listig, die Schaul, d'Schwanzeri, d'Fanzeri, d'Glinzeri, d'Blinzeri, d'Schnalzeri, d'Salzeri, d'Moseri au, d'Langbeenri, d'Haglehnri, s'Halböhrlri ond s'Möhrli, allsame sönd da. Trib's ie, trib's ie, trib's ie, chönd wädli, Lobe!

Einmal musste er ein Auto der Motorfahrzeugkontrolle vorführen. Es konnte die Prüfung nur mit einer neuen Lichtmaschine passieren. Als mein Vater mit dem neu zugelassenen Auto in die Werkstatt zurück kam, wies ihn der Eigentümer an, die alte Lichtmaschine wieder einzubauen, auf der Rechnung aber die Kosten für eine neue einzusetzen. Das traf meinen Vater an seiner empfindlichsten Stelle, seiner doppelten Bindung an die Loyalität. Diese schloss sowohl den Gehorsam gegenüber seinem Vorgesetzten und dessen Zumutungen als auch die Kundentreue und die innere Verpflichtung zur „reellen Dienstleistung“ mit ein. Die Lichtmaschine – später waren es andere Organe – stiess ihn in eine bittere Ausweglosigkeit. Dieses Dilemma legte die Grundlage für seine Ernüchterung über eine Berufswelt, in welche er den Gedanken an Gewinnmaximierung wie Sickerwasser eindringen sah. Es erodierte allmählich, was ihm als Urgestein des marktwirtschaftlichen Tauschverkehrs und der Professionalität gegolten hatte: seinen Berufsstolz, im bestmöglichen Dienst am Kunden auch das Gemeinwohl seiner kleinen Welt zu befördern. Das Kundennetz war für ihn ein lokaler Raum ganz eigener Art gewesen, dessen Bedürfnisse er mindestens so loyal verteidigt hatte wie diejenigen seiner eigenen Familie. Guggers Geschäftsstrategie indes beruhte auf Beweglichkeit. Der Kundenstamm schien ihm beliebig erweiter-, ja austauschbar und auch das Preis-Leistungsverhältnis beugte sich dem

Gesetz des Marktes. Überschaubarkeit war eine sehr subjektive Kategorie geworden.

Wo immer wir von der Höhe eines Berges in unser Land hinaus schauen, wir können es nirgends ganz überblicken. Die Schweiz muss uns demnach als grosses Land erscheinen. Doch sind unsere Nachbarländer Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich einzeln ungleich grösser. In der Tat gehört die Schweiz zu den kleinsten Ländern.

Wohlwend, Weidelich, Gugger gehören zu jenen ambivalenten Geistern, die Helvetias Haut mächtig dehnten. Sie war sehr eng gewesen und hatte gerade deshalb zwei Jahrzehnte vor der Bundesverfassung von 1848 ein paar fast zufällig grosse Öffnungen. Die Schweiz war damals pro Kopf gerechnet die stärkste Exportmacht Europas, weit vor England und Frankreich. Der Binnenmarkt war eng und wenig aufnahmefähig, auch weil die vielfältigen Binnenräume rigid gegeneinander abgegrenzt waren. Die Bundesverfassung von 1848 sensibilisierte für eine Durchlässigkeit, die zugunsten einer kompakteren nationalen Haut zu wagen war. Bereits Napoleons Mediationswerk hatte an den kleinräumigen Verhältnissen der Alten Eidgenossenschaft gerüttelt und ein flächendeckendes Miteinander verordnet. Im Jahr 1848 war es zum Programm eines neuen nationalen Wirtschafts- und Politikraumes geworden. Es betraf die ständige Rücksichtnahme, welche die Kleinräumigkeit der schweizerischen Bezugsnetze den einzelnen Mitgliedern abforderte. Man hatte sich neu zusammenzurufen. Alle haben teil an der politischen Willensbildung, alle werden aber auch ihren Folgen unterworfen. Alte Verpflichtungen brachen zwar auf, doch ächzte man noch sehr lange Zeit an den Verwurzelungen in Kleinkrämermentalität.

Späte Helvetik als Paukenschlag

Kleinkrämer. Das ist mein Stichwort. Vorhang auf für die Siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts in meinem aargauischen Quertal. Dort erlebte ich die Veränderung der Republik in meinem Dorf, hautnah als Jugendlicher, distanzierter und fast eindringlicher noch in den letzten fünfzehn Jahren,

seitdem ich nicht mehr dort wohne. Mit einem stolzen Lächeln konstatiere ich die leichte Verspätung von hundertsiebzig Jahren, mit der die von Napoleon losgetretene Entwicklung auch hier durchrollte.

Wer ich bin. Wie heissest du? Wann bist du geboren? Wessen Kind bist du? (Name des Vaters und der Mutter) Wo wohnst du? Welches ist dein Heimatort? Welches ist deine Konfession? (reformiert, katholisch, israelitisch)

Wenn Tanja Blixen ihre Ausführungen damit beginnt, dass sie eine Farm in Afrika hatte, sollte ich mit gleichem Nachdruck sagen: Wir hatten einen Laden auf dem Dorfe. Es war ein „Kolonialwaren-Geschäft“ im Stil der Nierentischzeit und in den Farben von Matisse, blassgelb, mauve und graublau. Die schweizerische Eigenart der stetigen Rücksichtnahme war das tägliche Brot der Ladenbesitzerfamilie, denn bei uns hatte sich eine Art ‚Stanser Verkommnis‘ des Kleingewerbes bis in die Siebziger Jahre auf eine für alle nützliche Art gehalten. Seine wichtigste Übereinkunft war: Für Dörfliches musste das Dorf berücksichtigt werden. So herrschte bei allen Festanlässen ein präzis reguliertes Geben und Nehmen zwischen den Festorganisatoren einerseits, und den drei Dorfläden, der Metzgerei und den beiden Bäckereien andererseits. Wenn beispielsweise die Geschenkkörbe der Tombola für das Turnfest von uns geliefert worden waren, so war am Dorfmusikabend die Konkurrenz dran. Getränkelieferungen waren dem Händler aus dem Nachbardorf nur erlaubt, weil er vor über fünfundzwanzig Jahren eine aus unserem Dorf geehlicht hatte. Stur war man nicht, man hatte eine Ortsbindung, die man pflegte. Da war die ganze Familie in die Pflicht genommen. Wir Kinder hatten jeden und jede, die wir auf den Dorfstrassen antrafen, verbindlichst zu grüssen. Unsere neue Estrichtür stammte ebenso selbstverständlich aus dem Dorf wie das neue Ziegeldach oder Vaters Ford Cortina. Die Dorfgemeinschaft war mit langen Seilen in der Tiefe der Geschichte vertäut, auch unsere Familie war seit 1540 in den Dorfkunden bezeugt. Wer aus dem stabilen Gefüge von Gemeinde, Gewerbe und Kirche ausbrach und in der weiteren Umgebung einkaufte, tat dies verstohlen.

Wer sich eine Frau von auswärts holt, muss das Geld, das ihm die Frau in die Ehe bringt, der Behörde zum Aufbewahren in der Landeskanzlei abliefern. Mit solchen

Vorschriften wollten sich die Gersauer möglichst vor fremden Beeinflussungen schützen. Sie hielten darauf, dass sie ihr Geld durch ihre eigenen Gewerbe verdienten.

„Machet den Zaun nicht zu weit“ war die Devise unseres kleinen Gemeinwesens. Dieser Zaun war naturgegeben. Der Lindenberg und der Wagenrain riegelten gegen Westen und Osten ab, Wiesland und Sumpf bildeten natürliche Grenzen nach Süden und nach Norden hin. Wer sich aus diesem Geviert auf der Kantonsstrasse entfernte, überschritt äussere und innere Schwellen. Man wusste, dass sie zwei Dörfer weiter südlich schon mit französischen Spielkarten jassten und dass in ihren Mündern die „Milch“ zur „Miuch“ wurde. Man wusste um die Grenzen der Loyalität und pflegte die Gestaltungsfreiheit im Dorfinneren. Diese Ordnung war geleitet vom Respekt vor der allseitigen ökonomischen Abhängigkeit.

Mein Bürgerrecht. Mancher Angehöriger fremder Länder gäbe heute viel, wenn er das Bürgerrecht der Schweiz besitzen würde. Dein wertvolles Bürgerrecht setzt sich aus drei Teilen zusammen. Jeder Schweizer muss Bürger einer Gemeinde sein; als solcher ist auch Kantons- und Schweizerbürger. Jeder Schweizerbürger besitzt das Wahl- und Stimmrecht. Dieses Recht kann bei einem Strafurteil entzogen werden. Die Strafe heisst dann: Verlust des Aktivbürgerrechts.

Später, im Geschichtsunterricht, habe ich, als es um die Bestimmungen des Stanser Verkommnisses ging, über das in unserem Dorf Gelebte hinaus eigentlich nur zwei neue Aspekte kennen gelernt. Merkwürdig, dass sich beide um den Gehorsam drehten. Der eine Aspekt betraf die ausdrücklich angedrohten Sanktionen gegen jene, die einen anderen Ort zum Ungehorsam aufwiegelten. Doch darauf wäre man bei uns nicht einmal im Schlaf gekommen. Der andere Aspekt galt den Abtrünnigen eines Ortes. Diese sollten durch die anderen Orte wieder zur Vernunft gebracht, eigentlich ihrem Herrn wieder gefügig gemacht werden. In unserem Dorfe gab es genügend Mahner, die jene, denen die Versuchung zum Abweichen ins Gesicht geschrieben stand, zur Treue anhielten. Ein jeder war nur zu gerne bereit, seines Bruders Hüter zu spielen. Man hinterbrachte den Ladenbesitzern, wer mit gefüllten Migrostopfchen auf dem Velogepäckträger gesichtet worden war.

Knaben, Burschen und Mädchen im zweiten Jahrzehnt Eures Lebens, wisst Ihr, dass für Euch der Lebensfrühling begonnen hat? Nützet die Tage, sie kehren nie wieder!

Der Zaun schloss ein ständiges Schielen nach der Welt jenseits des Dorfes mit ein. Man schaute über den Zaun hinaus und sah, dass das zünftische Organisationsregime der Brauereien unserem Geschäft die falsche Biermarke beschert hatte. Die Fribourger Etikette war für unseren Absatz weit ungünstiger, als es die Aargauer Marke gewesen wäre. Doch das Kartell sicherte die Stabilität der wirtschaftlichen Kreisläufe. Die Einsicht besänftigte unseren Ingrim. Hie und da brachte man uns den Blick nach draussen auch förmlich an die Haustüre. Paolo zum Beispiel, der Gastarbeiter aus der Basilicata, der im Nachbarhaus wohnte. Wir nahmen die Geschenke, die er sommers aus dem Heimaturlaub brachte, mit ebenso viel Neugier wie heimlichem Widerwillen entgegen. Süssen Wein mit Guetzli, die man darin tunkeln sollte, so fremdartig, wie Paolo selbst uns längst nicht mehr erschienen war.

Wir sind übereingekommen, dass wir in unseren Tälern keine landsfremden Vögte dulden, sondern selber für gute Ordnung sorgen und die Übeltäter bestrafen wollen. Das alles soll mit Gottes Hilfe ewig gehalten werden.

Die frühen Siebziger Jahre liessen dann in unserem Dorf die Helvetik mit einem normativen Paukenschlag anbrechen. Als man im Jahre 1967 die Preisbindung der zweiten Hand abschaffte, stürzte der erste Pfeiler der alten Ordnung. Plötzlich waren die Lebensmittelverkaufspreise frei, der Hersteller musste den Detailhändlern freie Hand lassen und damit war potentiell auch der Weg in die regionalen Grossverteiler offen. Diese faktische Wirtschaftsfreiheit war die blanke Helvetik, die sich im Gegensatz zur eidgenössischen durchzusetzten und die ungeschriebene Dorfverfassung wie eine Theaterkulisse wegzuschieben vermochte. Das individuelle Gutdünken feierte seinen Siegeszug im Verkauf sowie unter den Konsumenten. Die Bewohner unseres Dorfes liessen sich die neue Freiheit nicht zweimal verkünden. Die Leute, die sich noch vor kurzem wie Fussgänger mit Autos verhalten hatten, brachen nun ebenso entschlossen auf, wie sie zuvor die lokale Ordnung mitgetragen hatten, um „dort einzukaufen, wo es billig ist“. So formulierte mein Vater lakonisch die neue Geldalleinigkeit. Unser Laden

stand auf verlorenem Boden. So kam es dann auch. Und ausgerechnet ich sollte in aller Öffentlichkeit zum Augenzeugen werden, wie das Schleifen des Lindbergs und die Trockenlegung der Sümpfe unaufhaltsam näher rückten.

Vor dem Hause stiess Hans Urech auf meinen Vater. Er reichte ihm die Hand und sagte: „Wünsch Glück! Du bekommst einen guten Hof. Ich hätte ihn nie verlassen, aber dem Jungen ist es zu wohl geworden, da will er Veränderung. Veränderung wird es nun geben.“

Der Stein des Anstosses lag im Sack des heiligen St. Nikolaus verborgen. Benz, der Rechnungsprüfer der Nikolausgesellschaft meiner Gemeinde, hatte ihn mit einer argwöhnischen Frage ans Tageslicht geholt. Die Luft war zum Schneiden, als die Frage im Sitzungssaal hängen blieb. Wieso auf der Jahresschlussrechnung ein Einkaufsposten bei der Migros ausgewiesen sei. Betretenes Schweigen folgte. Schliesslich enthüllte der Pfarrer den Grund, denn er war der verantwortliche Einkäufer gewesen: „Das sind die Pfeffernüsse.“ Seine Ruhe war gespielt, denn sofort suchte er sich abzusichern mit einer Frage an mich: „Gell, ihr habt doch in eurem Laden auch keine grossen Pfeffernüsse im Sortiment?“ Ein unqualifiziertes Ja hätte mich zum Komplizen eines Einkaufs gemacht, der in den Augen der versammelten Samichläuse und Schmutzli unstatthaft war. Denn man war sich bislang stillschweigend einig gewesen, dass alles an die Kinder Verschenkte auch im Dorf selbst eingekauft werden sollte. Der Pfarrer nun hatte heimlich die grobporigen Pfeffernüsse auswärts eingekauft. Trotzig murmelte ich: „Solche Nüsse haben wir nicht.“

Es war ein zum Herzen gehendes, heiteres Geplauder. Aus jedem Wort, das aus dem Mund des alten Hans Urech kam, sprach die Anhänglichkeit an das Haus, in dem nun wir sassen, die Liebe zu dem Boden, auf dem unser Haus stand, die Teilnahme an allem, was auf diesem Boden wuchs und lebte. Von diesem Tage an betrachteten wir alle den Hof mit andern Augen als zuvor.

Benz der das Ganze ins Rollen gebracht hatte, suchte das Rad wenigstens für das nächste Jahr zurück zu drehen. Wie hoffnungslos dieses Ansinnen war, zeigte der Fall des Pfarrers. Ausgerechnet er hatte dem Nikolaus, der Inkarnation der Systemtreue, fremde Pfeffernüsse in den Sack geschmuggelt.

Die dicke Luft in dieser Angelegenheit wurde nie mehr dünner. Von den drei Dorfläden überlebte nur einer. Waren daran nicht auch ein wenig die Pfeffernüsse schuld? Brachten sie doch die Zeit, die in unserem Herrgottswinkel reichlich lange stille gestanden war, ins Galoppieren. Und machten die Republik unserer Gemeinde bereit, sich vom orangefarbenen Zahn der Zeit annagen zu lassen. Das dörfliche Versorgungsbündnis zerbröselte wie alter Zwieback. Wir waren hoffnungslos zu teuer und unsere Dienste an der lokalen Vernetzung der Menschen im automobil ausgedehnten Raum obsolet geworden. Die Schweiz wurde offener, ihre Haut durchlässiger und man konnte meinen, sie war drauf und dran, ihre Krämerseele preiszugeben.